

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 30 (2017)
Heft: 10

Artikel: Unsere Riesen
Autor: Simon, Axel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-731030>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

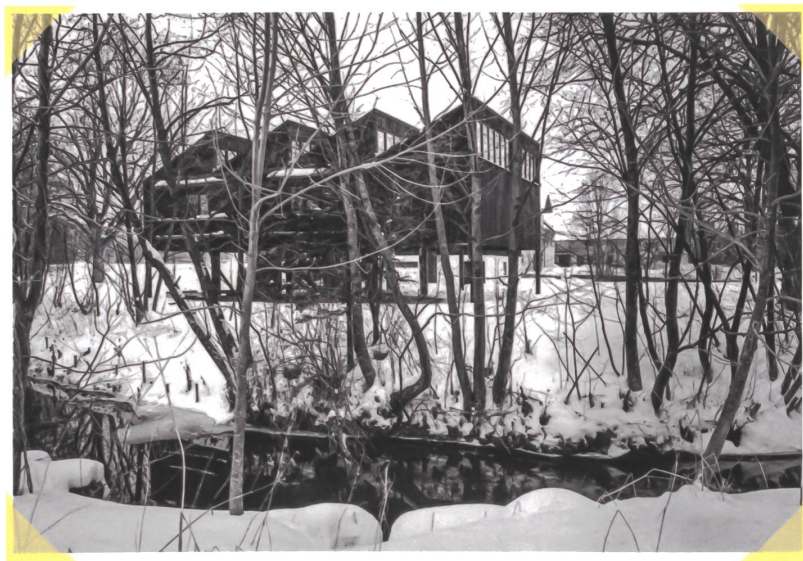
Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unsere Riesen

Hochparterres Redaktorinnen und Redaktoren gingen auf Spurensuche: Wer oder was hat sie geprägt? Berichte über Werte, Werdegänge und Wallfahrten.

Ein Kritiker muss kritisieren, er muss unterscheiden und urteilen – so auch die Redaktorinnen und Redaktoren von Hochparterre. Sie versuchen, dies fundiert und verständlich zu tun, manchmal fein abwägend, manchmal mit Freude am kräftigem Argument. Hinter jedem Text aber steht ein Autor, und jede Stimme hat ihre Geschichte. Dieser Artikel trägt einige Erinnerungen zusammen. Manch einer von Hochparterre ging dafür sogar auf Wallfahrt. An einen Ort oder zu einem Menschen, der ihn besonders geprägt hat. In den folgenden Texten bekennen die Redaktorinnen und Redaktoren, auf den Schultern welcher Riesen sie stehen, wenn sie heute in die Zukunft schauen. Damit Sie wissen, wer zu Ihnen spricht, wenn Sie Hochparterre lesen.



Der Moralist

Text: Axel Simon, Foto: Karsten de Riese

Es ist heiss und das Auto hat keine Klimaanlage. Durchs liebliche Allgäu umkurvt es Hügel und Baumgruppen. Die Strassen werden schmaler, die Dörfer kleiner. Jesus leidet in Bildstöcken. Otl Aicher, so erzählt man mir, war es wichtig, wie sich die Gäste seinem Anwesen näherten. Den zwar komplizierteren und längeren, dafür schönen Weg über eine Allee liess er mit Schildern markieren. Der Himmel ist schwarz. Kurz vor Ankunft reisst ihn ein Gewitter auf. Donner und Wolkenbruch. Aicher grüsst aus dem Himmel.

Der Grafiker und Unternehmensberater, Typograf und Lebensgestalter hatte in den Fünfzigerjahren die legendäre Hochschule für Gestaltung in Ulm mitgegründet. Nachdem ihn die Piktogramme der Olympischen Spiele in München 1972 weltbekannt gemacht hatten, war er ins Oberallgäu gezogen. In einem entlegenen Mühlenhof rief er die «autonome republik rotis» aus. Wie Max Bill schrieb Otl Aicher alles klein. Der Krieg hatte ihn zum Moralisten gemacht. Hans und Sophie Scholl, die Widerständler der Weissen Rose, waren seine engsten Freunde, bis die Nazis sie töteten. Ihre Schwester Inge wurde seine Frau.

Als frisch gelernter Schriftsetzer hatte ich von Aicher gelesen: «eine schrift erhält ihre beste form durch das verständnis dessen, was lesen und was schreiben ist.» Über Architektur schrieb er Ähnliches, zum Beispiel im «Arch+»-Heft über ihn. Nach der Lektüre entschied ich mich im April 1989, Architektur zu studieren.

In den von ihm entworfenen Atelierhäusern in Rotis hielt Aicher Hof. Für grosse Firmen erdachte er hier Erscheinungsbilder. Für die Chefs dieser Firmen kochte er Brennesselsuppe. Und verlangte von ihnen, ihr Tun von Grund auf neu zu denken. Für Bulthaup erfand er die Küche neu, für FSB die Türklinke. Er brachte BMW dazu, seine Kritik am Auto zu finanzieren, und Erco, Licht statt Leuchten zu gestalten. Er war der Philosoph unter den Gestaltern. Und scheinbar kein einfacher Mensch.

In Rotis empfängt mich Aichers Sohn Florian, Architekt und Schreiber. Nach dem Regen sitzen wir unter einer tropfenden Eiche und essen einen Aprikosenkuchen, der auf dem berühmten Küchenblock entstanden ist. Hat Norman Foster den gleichen Kuchen gegessen, wenn er mit seinem Jet regelmässig auf dem nächsten Flugplatz landete, um seinen Freund und Arbeitspartner Otl zu besuchen? Florian Aicher und seine Frau bewohnen das Haupthaus, ein Bruder die Mühle, ein weiterer das alte Ökonomiegebäude. Sie haben es nicht geschafft, den Ort als kreativen Treffpunkt weiterleben zu lassen. Ein Erbe des väterlichen Eigensinns? In den Texten Florians ist er spürbar.

Vor 26 Jahren ist Otl Aicher gestorben. Ich habe ihn nie getroffen. Wenn ich seine Texte nun wieder lese, merke ich, wie sehr sie mich geprägt haben. Die knappen, präzisen Sätze. Der innere Widerspruch seiner katholisch-sinnlichen Sachlichkeit. Der beharrliche Versuch einer «rehabilitierung des konkreten». Nun befinde ich mich also an dem Ort, an dem er all das geschrieben hat. In der von ihm entworfenen Schrift, die so heisst wie der Ort.

In den Büchern ist Rotis ein perfekter Ort. Axonometrisch gezeichnet, schwarz-weiss fotografiert. Schwarze Neubauten auf Schnee. Unten lassen ihre dünnen Stahlstützen den Aussenraum durchfliessen, oben sägen ihre Sheddächer in den weissen Allgäuer Himmel. Ein perfekter Rasenteppich verbindet alle Bauten, die alten und die neuen, zur Einheit, eher Campus als Gehöft. Mit einem Patron, der kontrollierte, ob die Autos seiner Mitarbeiter gerade geparkt waren. Die heutige Realität ist anders. Ein bukolisches Chaos. Schafe grasen unter den bald fünfzigjährigen Baumgruppen. Der nahe Bauer hat das Heu noch nicht eingefahren, der Zufahrtsweg dampft unter der Sonne. Manche der Ateliers stehen leer. Ihre blätternde Holzschale riecht nach Baracke. Einer der Söhne baut gerade zwei Holzhäuser neben sein Haus. Der alte Rotis-Geist scheint fern.

Dort vorn, an der Abzweigung der Zufahrt, wurde Otl Aicher an einem Herbsttag 1991 auf seinem Rasenmäher sitzend von einem Motorradfahrer erfasst. An den Folgen starb er. Auf dem Friedhof im nahen Leutkirch stehe ich vor dem von ihm entworfenen Grab. Zwischen Holzkreuzen und Grabsteinen steht ein Gitterraster aus Stahl.



Ding, Gesellschaft, Wissen

Text: Meret Ernst

In meiner Bibliothek stehen drei Bücher, die mir wichtig sind. Als Nicht-Designerin haben sie mir geholfen, das Feld zu kartieren, über das ich schreibe. Das erste ist Gert Selles «Siebensachen – Ein Buch über die Dinge», 1997 im Campus-Verlag erschienen. Gute Bücher stellen gescheite Fragen, die zu eigenen Antworten führen. Selle fragt, was Alltagsdinge bedeuten. Was sie mit uns machen, wie sie uns prägen. Er zeigt, wie Beobachtung, Dingerfahrung und Erinnerung in Sprache übersetzbar werden. Dabei nutzt er auch das fotografische Bild. Zwanzig Jahre später regt das Buch an, darüber nachzudenken, wie sich die Kultur der Dinge durch ihre Virtualisierung verändert. Das zweite Buch, in den Nullerjahren gelesen, ist Lucius Burckhardts «Design ist unsichtbar», 1995 bei Cantz erschienen. Es weitete den Blick auf das Umfeld und fragt: Was bleibt an den Dingen verborgen? Wie formiert Gesellschaft den Umgang mit ihnen und damit uns? Was beeinflusst die Konzeption von Dingen, und wie sollen Designer darauf reagieren? Vor der Lektüre des dritten Buches habe ich viel über die Praxis des Designs erfahren. Neugier ist der Antrieb, unablässig Fragen stellen die Methode. Was tun Designerinnen genau? Was ist ein Designprozess? Wer entscheidet? Wie werden Produkte und Systeme konzipiert, hergestellt, vermarktet, gebraucht, wie finden sie ihr Ende? Welche Ökonomien und Wertzuschreibungen gibt es, wer steuert sie? Wie werden sie vermittelt, und welche Rolle spielen wir dabei? Das dritte Buch zeigt, dass Design weit mehr als ein Beruf ist. Claudia Mareis' «Design als Wissenskultur – Interferenzen zwischen Design- und Wissensdiskursen seit 1960», erschienen 2011 bei Transcript, erörtert Design als eine besondere Methode, Welt zu erkennen und zu gestalten. Wissen wird formiert. Es fällt nicht vom Himmel, sondern ist Teil von Diskursen, die historisch rekonstruiert werden können. Die drei Bücher führten mich vom Ding zur Gesellschaft, zum Wissen. Sie erklärten mir die Welt des Designs.

→



Klassiker im goldenen Licht

Text: Marcel Bächtiger

Ach, dieses ewige Rom. Pantheon und Petersdom. Tempel der Vesta, Tempel des Hercules. Piazza Navona, Piazza Farnese, Piazza del Campidoglio. Seltsam, dass es gerade Rom sein musste, der Klassiker unter den bildungsbürgerlichen Kulturreisen. Das Pathos gegenüber den grossen Werken der Kunst und Architektur ist mir verdächtig, und ich mag die Verehrung von Meistern nicht, weder gestrigen noch heutigen. Dennoch war es Rom, das mir als Teenager schlagartig einen Begriff von Schönheit vermittelte: Wie wir als Schulkasse auf den Palatin gestapft sind, zwischen hüfthohen Steinmauern auf beiden Seiten einen Hang hoch, der halb Fels, halb Bauwerk ist. Wie wir schliesslich oben auf dem Hügel ankommen, der von unbegreiflicher Weite ist. Einsame Pinien und Säulen stehen da in merkwürdiger Stille, Mauerreste zeichnen Rechtecke in die Wiese. Es ist später Nachmittag, und für einmal passt die Floskel: Die Sonne taucht alles in goldenes Licht. Unter uns eine staubige Fläche, vom Sommer verbranntes Gras, ausgerollt wie ein endlos langer Teppich zwischen Hügel und Stadt. Was das ist? Ah, der Circus Maximus. Heute gibt es dort ab und zu Konzerte. Roll over Beethoven and tell Tchaikovsky the news.



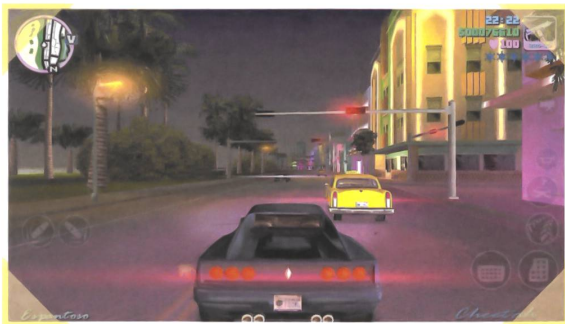
Auch Slum ist Stadt

Text: Andres Herzog

«Was machen wir hier eigentlich als Architekten?», fragte Jacques Herzog und blickte auf dem Dach einer Toilettenanlage in Nairobi über Kibera, den grössten Slum Afrikas. Wir Studenten des ETH-Studios Basel nahmen 2007 die Hauptstadt von Kenia unter die Lupe, ich mit Jens Jaschek das Elendsviertel, wie es auf Deutsch unmissverständlich heisst. Und tatsächlich sahen wir erst nur Chaos: Eine Million Menschen kauern auf engstem Raum, ohne vernünftige Infrastruktur. Die Segregation schneidet messerscharf durch Stadt und Gesellschaft: Eine Mauer trennt die Wellblechhütten vom Golfplatz nebenan, auf dem die UN-Mitarbeiter die Schläger schwingen.

Bald aber sahen wir die Welt mit anderen Augen. Informell heisst nicht unorganisiert. Wir studierten Karten, auf denen jede einzelne Hütte eingezeichnet ist. Der Slum ist in zwölf Viertel unterteilt. Es gibt Märkte, Tankstellen, Handyläden, Kioske, Bars, Hotels, Sportplätze, Spitäler, Schulen. Die Menschen zahlen Miete. Trotz der prekären Umstände: Der Slum ist Alltag und Zuhause. Wir waren zu Gast bei einer Familie, die auf zehn Quadratmetern wohnt. Wir trafen einen Journalisten, der in Kibera eine Zeitung herausgibt. In den Fernsehcafés schauen die Männer Fussball. Inoffizielle Planung muss nicht zwingend Armut bedeuten. Wir sprachen mit einem Sicherheitsmann, der Hütten einer «gated community» bewacht. Wir begleiteten die Pendler, die noch in der Nacht aufbrechen und stundenlang zur Arbeit marschieren – manche im Anzug.

Unsere Eindrücke täuschten uns nicht: Leben an diesem Ort heisst überleben. Die Armut raubt den Menschen den Schlaf, die fehlende Kanalisation macht sie krank, die Kriminalität stürzt sie in Angst. Hinzu kommt die Hilflosigkeit trotz Dutzender NGOs; etwa wenn Ersatzneubauten die Menschen vertreiben, statt ihre Not zu lindern. Wie Jacques Herzog waren wir Studenten überfordert, ratlos. Und doch haben wir vielleicht mehr mitgenommen als in jedem anderen Semester. Wir haben gelernt, dass nicht die Häuser eine Stadt zur Stadt machen. Dass Planung überlebenswichtig ist. Und dass Architektur alleine die Welt nicht retten kann. Vielleicht bin ich deshalb Journalist und nicht Architekt geworden.



Vice City revisited

Text: Urs Honegger

Seit über zehn Jahren war ich nicht hier, aber die Stadt hat sich nicht im Geringsten verändert. Die Sonne brennt zwischen Hochhäusern und Palmen, der Verkehr rollt durch die Strassen. Die Stadt gehört mir. Ich bin Tommy Vercetti, eben aus dem Knast entlassen und schon wieder in den Drogenhandel verwickelt. Wir befinden uns in Vice City, Schauplatz des Videospieles «Grand Theft Auto», kurz GTA.

Vor 15 Jahren erkundete ich Vice City zum ersten Mal bei Freunden auf der Playstation. Es war, als wäre ich in einer realen Stadt unterwegs. Je länger ich spielte, desto besser kannte ich mich aus. Und desto freier fühlte ich mich. Bald hatte ich den schnellsten Weg nach Little Havana entdeckt, wusste, welche Brücke zum Golf Club führt oder wo ich mein Auto umlackieren konnte. In Vice City konnte ich Helikopter fliegen, Autos klauen, mich von der Polizei jagen lassen. Als Tommy Vercetti konnte ich mich entlang vorgegebener Missionen zum Gangsterboss hocharbeiten. Musste ich aber nicht. Auf dem Heimweg nach einer durchzockten Nacht vermischten sich schon Mal virtuelle und reale Welt: Über parkierten Autos sah ich pinke Pfeile schweben, wie sie im Spiel als Orientierung dienen. Zum Glück legte sich der Effekt nach ein paar Stunden Schlaf.

Nachts war ich in Vice City, tagsüber las ich fürs Studium Robert Musils «Mann ohne Eigenschaften». Wenn es einen Wirklichkeitssinn gebe, müsse es auch einen Möglichkeitssinn geben, heisst es da: «So liesse sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist.»



Das, was da ist

Text: Lilia Glanzmann

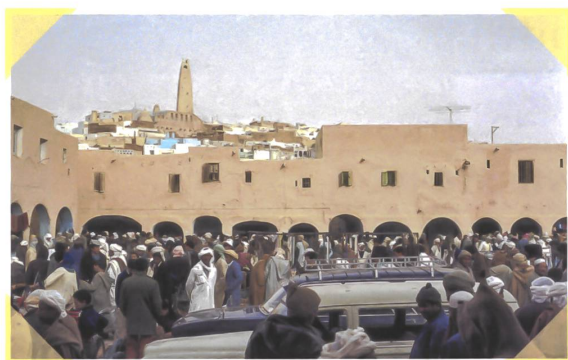
Ruhig liegt die Schlossanlage in der Knonauer Nachmittagshitze. Die Scheune ist eines von sieben Nebengebäuden des Schlosses. Hier wohnen Pia Frei und ihr Mann Carl. Er ist Architekt und hat die denkmalgeschützte Anlage 1994 einfühlsam umgebaut. Sie ist Textildesignerin und leitete den Studienbereich Textildesign in Luzern, als ich dort studierte, damals hiess sie noch Pia Schleiss. Die Materialien in der hundertjährigen Scheune sind nüchtern und roh. Einzig Küche, Toilette und Ateliers sind durch Türen abgetrennt, um die Höhe des imposanten Satteldachs spürbar zu lassen. Kontemplativ ist es hier, mit den wenigen, schmalen Öffnungen im dunklen Holz.

Die Ruhe, die ich hier spüre, strahlt auch die Hausherin aus. Ruhig ist sie auch geblieben, als ich damals beim Bewerbungsgespräch sagte: «Ich will einmal über Design schreiben – aber erst studiere ich Textildesign, damit ich alles darüber erfahre.» Pia prägte meinen Weg.

Sie ist das elfte von dreizehn Kindern, so hat sie schon als kleines Mädchen Kleider geändert. Es gab das, was im Haus war. Auch heute arbeitet sie mit einem Stofflager, das sie und ihre Schwester über die Jahre angesammelt haben, entwirft aus Musterlaschen Kleider und Taschen. Sie setzt die Textilien neu zusammen, bestickt sie von Hand, mit kräftigem Stich, veredelt sie – jedes ein Einzelstück mit starker Aura, fast zu schade, es zu tragen.

Ich stehe unter dem 15 Meter hohen Dach von Pias Atelier und erinnere mich an die Ehrfurcht, mit der ich früher ihr Büro an der Luzerner Sentimatt betrat. Aufgeräumt ist es, spartanisch. Pia gestaltet ernsthaft. Und mit dem, was da ist. Uns Studentinnen schrieb sie Brockenhaus-Postkarten aus den Sommerferien, jede davon persönlich ausgesucht und so vor dem Vergessen gerettet. Diese Haltung hat mich geformt: beobachten, welche Qualität im Vorhandenen liegt, und daraus Neues schaffen. So wurde im Studium ein Schuhbündel zum Ornament, die eigene Handschrift zum Rapport.

→



Die wundersame Stadtvermehrung

Text: Ivo Bösch

Fünf war ich, als wir in Algerien ankamen, neun, als wir es wieder verliessen. Gewohnt haben wir im Norden des Landes. Doch in den Ferien fuhren wir in die Wüste, in die Sahara, von Oase zu Oase. Die Fahrten dauerten ganze Tage. Sanddünen waren lustig, weil man hinunterutschen konnte. Aber die Autofahrten langweilten und langweilten. Umso aufregender, wenn das ersehnte Tagesziel, die Oasenstadt auftauchte. Endlich Ghardaïa! Ein Häuserberg aus Lehm, engste Gassen, zuoberst ein Minarett, nur ein grosser Platz, rundherum eine Stadtmauer und davor Palmenhaine, so meine Erinnerung. Den Aufbau der Stadt verstanden wir als Kinder sofort, auch wenn wir so etwas noch nie gesehen hatten und wir uns in den Gassen verließen. Simone de Beauvoir beschrieb die Stadt als «tableau cubiste». Am nächsten Tag enttäuschte mich die Weiterfahrt, denn Ghardaïa verlor plötzlich seine Einzigartigkeit. Wir sahen die Nachbarstädte Beni Isguen, Bounoura oder El Atteuf. Für unsere Augen glichen sie sich wie ein Ei dem andern – überall Ghardaïas. Als Kind war man zuerst verblüfft, begriff aber schnell den einen Bauplan, nach dem die Mozabiten hier ihre Städte bauten – damals kannte ich Worte wie Typologie und Städtebau noch nicht. Später erklärte die Unesco die Oasenstädte des M'zab-Tals zum Weltkulturerbe. Und die ETH mich zum Architekten.



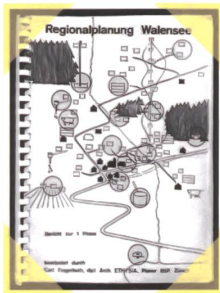
Blätter segeln im Wind

Text: Köbi Gantenbein, Foto: Loretta Curschellas

«Die Toteninsel», «Borodino», «Die Ballade vom Schneien» und «Im Land der Winde». Das sind Gerhard Meiers Bücher über Amrain. Er kam hier 1917 zur Welt und ging 2008. Selten verliess er das Dorf. Niederbipp heisst es auf der Landkarte. Durch die vier Bücher sind die zwei Spaziergänger Baur und Bindschädler unterwegs. Sie reden. Der eine bindet sich die Schuhe, der andere schlenkert den Arm, und sie reden weiter. Die zwei sind Militärkameraden aus dem Zweiten Weltkrieg, aber ihre Diensterlebnisse spielen keine Rolle. Sie laufen durch Olten, sie hören Schostakowitsch, dann spazieren sie wieder durchs Schweizer Mittelland. Im dritten Band besucht Bindschädler Baur im Spital. Er sieht den Schneeflocken zu, so wie er auf den Wanderungen den vom Baum herabsegelnden Blättern zugehört hat. Aus Gerhard Meiers Garten nehme ich als Andenken ein Blatt des Birnbaums mit. Vor zehn Jahren noch sah er ihm auf dem Bänklein sitzend zu, wie es durch den Septemberwind tanzte. Im vierten Band spaziert Bindschädler zum Friedhof von Amrain, Baur zuhört, der aus dem Grab spricht. Pedro Meier, der Multimediakünstler, und ich besuchen Gerhards Grab. Er berichtet über seinen Vater. Wieder zu Hause zeigt er mir Zeichnungen seines Vaters. Dieser studierte kurz Architektur und war technischer Leiter und Designer einer Leuchtenfabrik, bevor er mit gut fünfzig Dichter wurde.

Im Abendrot als Journalist arbeite ich wie nie an und mit der Sprache. Stecken und Stab gibt mir meine kleine Bibliothek. Ein Bücherbrett gehört Gerhard Meier, seinen Gedichtbänden und der «Amrain-Tetralogie» in verschiedenen Ausgaben. Meist habe ich eines seiner Bücher irgendwo offen liegen. Nun spazierte ich nicht nur die Zeilen entlang, sondern durch Amrain. Sitze in seinem und Dorlis Garten, besuche das Spital, die Wiese des Eierhändlers, das Bahnbord, wo die Eisenbahn Luftzüge hinterliess, und die Strassenkreuzung, wo einst Dorlis Kiosk war.

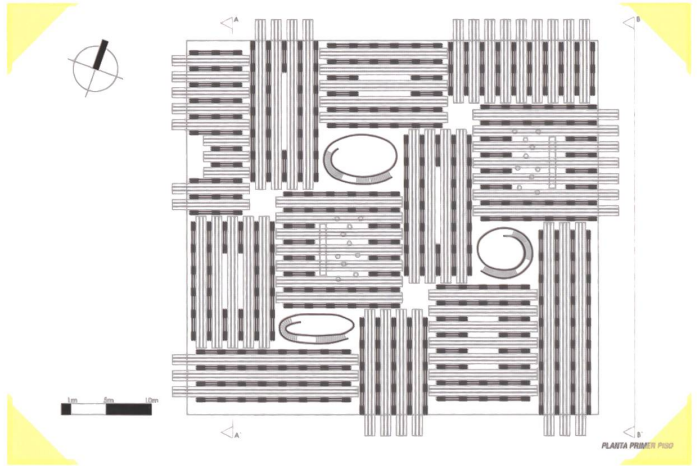
Meier ist ein Meister der Atmosphäre – seine Sprache riecht, schmeckt und klingt. Sie kennt die Blumen, die Schmetterlinge und die Menschen. Meier baut Mythen des Alltags, er säuselt und tänzelt, beschreibt glasklar und nebelt wieder hinweg ins Dickicht der Begebenheiten auf der Landstrasse, im Garten und in seinen Traumwelten – den Prärien Amerikas und den Steppen Russlands.



Raumplanung ist unsichtbar

Text: Rahel Marti

Die Sonne strahlte, sattgrün leuchteten die Wiesen, die jahrhundertealten Strickbauten scharten sich in ihrem tiefen, sonnenverbrannten Braun rund um die kleine, weiss leuchtende Kirche. Alles war bereit für die grosse Feier: 1981 erhielt Elm, das hinterste Dorf im Glarner Sernftal, den Wakkerpreis des Schweizer Heimatschutzes. Mein Grossvater Rudolf Elmer war der stolze Gemeindepräsident und durfte den Preis entgegennehmen. In meiner Kindheitserinnerung ist Elm genau dieses «schöne Dorf». Ohne grobschlächtigen Neubau, der die Idylle stört. Erst später verstand ich, was ich wahrgenommen hatte. Elm ist geplant. Der Architekt Jakob Zweifel sorgte mit seiner Ortsplanung dafür, dass das Dorfbild erhalten und Neubauten schonend dazu gesetzt wurden. Das mächtige Gemeindehaus des Architekten Willi Christen von 1973 duckt sich an den Hang unterhalb des Dorfkerns. Die Fabrik für die Mineralquellen Elm ist ein gutes Stück davon abgerückt. Natürlich gibt es auch ein Einfamilienhausquartier, doch es liegt abseits der Szenerie für sich und bildet einen eigenen, neuen Dorfteil. Ich begriff: Schlechte Raumplanung ist sichtbar, weil sie Schönes zerstört. Gute Raumplanung ist unsichtbar, weil sie es erhält.



Leidenschaftlich unerbittlich

Text: Roderick Hönig

1999 schickte mich die NZZ zu Peter Zumthor nach Haldenstein. Ich sollte einen Bericht über den Schweizer Auftritt an der «Expo 2000» in Hannover schreiben. Zumthors Assistentin hiess mich im Projektraum warten. Darin stand ein grosses Modell des «Klangkörpers», und an der Wand hingen Projektpläne dieser kunstvollen Anordnung von Holzstapeln. Dann trat der Meister ein: Misstrauisch und demonstrativ lustlos empfing er den jungen Journalisten. Als er während des Gesprächs herausfand, dass ich Architekt war, schmolz das Eis nur wenig. Beiläufig deutete er auf einen Plan an der Wand, darin habe es einen Fehler in der Systematik der Verteilung der Holzstapel. Das war meine Chance: Würde ich den Fehler finden, hätte ich wohl auch Zumthors Vertrauen. Wenn nicht, sässe ich wohl bald wieder im Zug nach Zürich. Ich fand den Fehler. Später wählte mich der Architekt als Herausgeber der Begleitpublikation zu seinem Pavillon. Als schreibender Architekt sah ich zum ersten Mal hinter die Kulissen eines Architektur- und Ausstellungsprojekts. Ich lernte Zumthor als unerbittlichen Verteidiger seiner radikalen Idee kennen und staunte: Im lärmigen, bilderflirrenden Länderpavillongetöse der «Expo 2000» vermittelte er die Schweiz mit Holzstapeln und Klängen, Literatur und Gastronomie statt mit konkreten Bildern. Die Kraft dieses Auftritts war der Lohn für Leidenschaft und Vehemenz.

→

WIENER MODERNE PRESENTED BY WITTMANN HAYON WORKSHOP



Mit WITTMANN HAYON WORKSHOP ist ein neuer Stil geboren: eklektisch, spannend, mediterran-barock und dennoch zeitlos. Entstanden ist er durch eine spielerische Zusammenarbeit mit dem spanischen Künstler-Designer Jaime Hayon. Die Kollektion verkörpert Lebensfreude und Zuversicht, wie ihre Vorbilder aus der grossartigen Epoche der Wiener Moderne.

VULTA Fauteuil und GRAIN CUT Table.
Entdecken Sie die Wiener Moderne neu bei Ihrem WITTMANN Premiumhändler.
Infos: WITTMANN AG, Tellstrasse 94, CH-5004 Aarau, Tel. 0041 56 221 35 50
info@wittmann.ch, www.wittmann.ch. Fördermitglied der **vsj.asai**.





Marburg und sein System

Text: Werner Huber

Der Bus schleicht die mehrspurige Strasse den Wald hoch. Hier, auf den Lahnbergen im hessischen Marburg, plante und baute die Philipps-Universität in den Sechzigerjahren einen Campus – so wie die ETH Zürich auf dem Hänggerberg. Zwischen den beiden Bergen gibt es eine langsam in Vergessenheit geratende Verbindung: Helmut Spieker (1933–2014). In seiner Diplomarbeit hatte er 1958 ein Bausystem entworfen, das er dann im Universitätsbauamt zum Marburger Bausystem weiterentwickelte. Mit diesem System baute die Uni Marburg bis Mitte der Siebzigerjahre mehrere Institutsgebäude, und dank dieser Entwick-

lung berief die ETH Spieker 1970 als Professor an die Architekturabteilung. Und so kennen alle, die zwischen 1970 und 1998 an der ETH Zürich Architektur studiert haben, das Marburger Bausystem. In seinen Vorlesungen zeigte es Spieker gerne als Beispiel für einen konsequenten Bandraster und als Prototyp für sein Entwurfsprinzip EIAT: Am Anfang steht die Einrichtung, Installationen und Ausbau folgen, und erst am Schluss kommt die Tragkonstruktion, also das Gebäude. Helmut Spieker hat mich geprägt. 1986/87 als Student im Zeichensaal und Mitte der Neunzigerjahre als Assistent am Lehrstuhl. Das Marburger System aber habe ich bis anhin nicht gesehen.

An der Station Universitätsklinikum steige ich aus dem Bus. Von hier aus werde ich hinüberspazieren und so die ganze Anlage erfassen. Doch ich stelle fest: Ein Ganzes gibt es nicht. Die lange Achse, die auf den Plänen der Sechziger das Klinikum mit der Uni verbindet, fehlt ebenso wie die Mitte mit dem zentralen Platz und dem grossen Auditorium oder das Forum mit Läden und Mensa. Es gibt nur einen Pfad durch den Wald und über die vierspürige Erschliessungsstrasse. Dann endlich schimmert der Raster durch die Bäume. Ich komme von hinten, weiss aber noch nicht, dass es ein Vorne gar nicht gibt.

Bald fünfzigjährig sind die ältesten Bauten, gut vierzig die jüngsten. Die Betonelemente mit den Füllungen aus Glas und weissen Paneelen sind gut gealtert. Der Beton zeigt die Spuren der Zeit, aber das ist seine Qualität. Mittelalterliche Fachwerkstädte und traditionelle japanische Bauten hatte uns Spieker als Vorbilder des Bausystems gezeigt. Keine Objekte sollten daraus entstehen, sondern vielfach gegliederte Geflechte an Strassen- und Platzräumen. Dem Professor mit Jahrgang 1933 war jegliche Monumentalität ein Gräuel und die Kolossalordnung des Teufels. Von der totalitären Architektur des Hitlerregimes sprach er immer wieder.

Das Marburger Bausystem ist ein ungerichtetes System, das heisst, es kann in alle Richtungen wachsen. Daher gibt es kaum architektonische Akzente, auch nicht, um den Haupteingang auszuzeichnen. Einzig das Hörsaalgebäude setzt mit seinen Hängedächern ein Zeichen. Im Innern, wo die originale Ausstattung noch weitgehend erhalten ist, führt die fehlende räumliche Hierarchie zu Orientierungslosigkeit. Auf Schildern steht «Kern A + B» oder «Kern C, D + E», ich irre durch Korridore, über Vorplätze und durch Treppenhäuser. Irgendwann finde ich den Haupteingang – von innen.

«Ich skizziere nicht, ich denke», sagte Spieker jeweils, wenn die Studierenden ganze Skizzenrollen vollkritzelten, um eine Lösung zu finden. Sein Bausystem ist, wie jedes Bausystem, ein Produkt dieser Vorgehensweise. Die Fragmente im Wald zeigen deren Grenzen auf. Und sind aller Mängel zum Trotz ein starkes Stück Architektur. ●



PANORAMA!

RAHMENLOSE SCHIEBEFENSTER
Neuer Showroom in Luzern

FOREST VIEW HOUSE
Shinichi Ogawa Associates, Japan

www.panoramah.com